

Ihr macht uns die Kirche kaputt

Aber wir lassen das nicht zu!

Impulse für die Veranstaltung „Mut – Macht – Mündig“ des Diözesanrates Aachen
Mönchengladbach, am 18. Januar 2020

Daniel Bogner (Münster/Fribourg)

Viele Menschen erleben ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als etwas, wofür sie sich vor ihren Zeitgenossen rechtfertigen müssen. Religiös zu sein gilt im „säkularen Zeitalter“ (Charles Taylor) als befremdend, tolerabel allenfalls als Nischenpraxis im bunten Kosmos zeitgenössischer Optionenvielfalt. Religion und religiöse Praxis werden in modernen Gesellschaften jedenfalls nicht mehr dadurch gestützt, dass sie selbstverständlich Teil hätten an der Bestimmung dessen, was als sinnhaft und erstrebenswert gilt. Zu dieser grundsätzlichen Anfrage, mit der sich religiöse Menschen – zu Recht – auseinanderzusetzen haben, tritt in jüngster Zeit eine weitere Last hinzu. Sie betrifft weniger den Glauben an sich als vielmehr dessen kirchlich-institutionelle Einbettung.

Zerbrochenes Hintergrundvertrauen

Mit der Missbrauchs- und Vertuschungskrise hat sich, so scheint es, etwas Grundlegendes verändert. Es sind nun nicht mehr allein die von außen her kommenden Anfragen, die zu Rechtfertigung und Standpunktklärung auffordern. Vielmehr macht sich bei vielen Menschen bis weit in den Kern der Stammgemeinde hinein ein Zweifel breit, ob es mit der Kirche „seine Richtigkeit habe“, wenn man im Blick auf Missbrauch und Vertuschung das Verhalten kirchlicher Amtsträger, den lausigen Umgang der Leitungsebene und die gelähmt wirkende Aufarbeitungs- und Erneuerungsarbeit der kirchlichen Institution zur Kenntnis nehmen muss. Mein Eindruck ist: Bei vielen Menschen, die bislang treu zur Kirche standen und sich nicht unbedingt in den ersten Reihen der kirchlichen Reformbewegung wiederfanden, ist etwas zerbrochen – das Hintergrundvertrauen, dass die Kirche zwar wohl hier und da erneuerungsbedürftig ist, aber dass sie doch – nach der Erneuerung durch das Konzil und angesichts vieler persönli-

cher Glaubenserfahrungen auch im kirchlichen Rahmen – grundsätzlich auf dem richtigen Weg sei.

Dieser Zweifel geht bei vielen Menschen tief und er sollte ernst genommen werden. Zunächst macht sich der Zweifel als *Enttäuschung* breit. Es ist die Enttäuschung darüber, dass diese Kirche, die vielen Menschen eine so lange Strecke ihres Lebensweges entlang Heimat dafür gab, ihren Glauben leben und entwickeln zu können, offenbar noch ein anderes, bislang unbekanntes Gesicht zeigt. Es ist das fühllose und fest gefrorene Gesicht einer Institution, die zwar in ihren Verlautbarungen von Anteilnahme und Opferschutz spricht, in der es aber auch einen unerbittlichen Willen gibt, entscheidende Baugesetze dieser Institution, die für ihre Krise verantwortlich sind, nicht in Zweifel zu ziehen.

Aus dieser Enttäuschung entsteht das *Gefühl, alleingelassen zu sein*. Menschen fragen sich, wo die „Sorge der Hirten“ geblieben ist. Sie haben ein Gespür dafür, dass sich diese Sorge nicht nur in der seelsorglichen Praxis und im Gemeindeleben vor Ort ausdrücken sollte, sondern auch im kirchenleitenden Handeln und in der Verantwortung für die Weiterentwicklung und Erneuerung kirchlicher Strukturen. Es ist die Verantwortung dafür, die Baugesetze der Kirche, ihre Verfahren und Funktionen, ihr bezeugtes und in Recht gegossenes Selbstverständnis so weiterzuentwickeln, dass man mit Überzeugung sagen kann: Es ist alles Menschenmögliche unternommen worden, um das Böse, wie es sich in Missbrauch und Vertuschung gezeigt hat, fortan möglichst unwahrscheinlich zu machen.

Was viele Kirchenmitglieder als Zumutung empfinden

Tief sitzender Zweifel, ein enttäuschtes Kirchenbild und das Gefühl, verwaist zurückgelassen zu werden mit einem Glauben, von dem man doch nicht lassen kann – so könnte man das Zugehörigkeitsprofil vieler einstmals kirchlich eng gebundener Christinnen und Christen beschreiben. Nun ist es eines, die Lage anschaulich zu beschreiben, ein anderes ist es, von dort aus zu möglichen nächsten Schritten zu gelangen, die sich jenseits der Aporien einer gegebenen Situation am Horizont abzeichnen. Dafür aber ist es notwendig, die Diagnose unter einer strukturierten und anhand bestimmter Kriterien qualifizierten Perspektive zu diskutieren. Die Frage nach den „Zumutungen“, denen Menschen in dieser Kirche ausgesetzt sind, scheint mir hierfür ein Fokus zu sein, mit dem es gelingen kann, die vielfachen Spannungen gegenwärtiger Glaubensexistenz im Raum der Kirche zu benennen.

Was hat es mit diesen Zumutungen auf sich? Man kann es auf einen Nenner bringen und dann in unterschiedlichen Facetten entfalten. Der gemeinsame Nenner lautet: Viele Menschen empfinden es als eine Zumutung, ihren Glauben in institutionellen „Gefäßen“ leben zu müssen,

die zu diesem Glauben nicht zu passen scheinen. Form und Inhalt, so lässt sich in anderer Begrifflichkeit formulieren, sollten aufeinander abgestimmt sein und einander ergänzen. Viele Menschen fragen aber: Wie passt eine Kirche, zu deren konstitutiven Merkmalen ihre hierarchische Gliederung mit dem strikten Gegenüber von Laien und Klerus, die in symbolhaft-allegorischem Denken begründete Geschlechterdiskriminierung und ein monarchisch verfasstes Amt gehören, zur biblischen Botschaft? Ist nicht das Befreiungshandeln Gottes und die Berufung des Menschen zu einer selbstverantworteten Existenz in Freiheit und Verantwortung deren zentrale Aussage? Sich unter den Anspruch der biblischen Offenbarung zu stellen müsste doch heißen: Diesem Wort Gottes antworten, indem man – als Kirche – Volk Gottes zu sein versucht. Müssten dann nicht auch und in ganz besonderer Weise für die Kirche jene Verheißungen gelten und ihr Maßstab sein, die von der biblischen Botschaft her für die menschliche Existenz insgesamt gelten? Dass der Mensch dazu berufen ist, alles hinter sich zu lassen, was seine gleiche geschöpfliche Würde und die ihm in Christus unüberbietbar zugesagte Freiheit bestreitet? – Dieses Grundthema bildet den Kern einer Zumutung mit vielen unterschiedlichen Facetten, von denen die wohl wichtigsten hier genannt sein sollen.

(1) Viele empfinden es als empörend, dass ihnen in Fragen der persönlichen Lebensführung, etwa was ihre sexuelle Orientierung und überhaupt den Ort betrifft, den sie der Sexualität in ihrem Leben geben möchten, verbindliche Vorschriften gemacht werden anstatt ihrem Gewissen zu trauen.

(2) Hier und anderswo kommt rasch die Frage auf: Wie überhaupt verträgt sich ein Glaube, der sich an den erwachsenen Menschen richtet, mit der Gehorsamsforderung eines kirchlichen Amtes, wenn es ein solcher Gehorsam erforderlich macht, immer wieder das eigene Gewissen zu übergehen und „blind“ zu folgen?

(3) Viele empfinden es als eine Zumutung, als Kirchenmitglied einer Gemeinschaft anzugehören, für die jene Standards und Prinzipien keine Geltung haben, die von der Kirche mit Überzeugung „gegen außen“, also etwa von Akteuren der politischen Welt, eingefordert werden: verbindliche Gewaltenteilung, Gleichheit der Geschlechter, Beteiligungs- und Mitbestimmungsrechte. Die Kirche hingegen zeigt sich ihrer Natur nach als „Anstalt“: Mit der Sorge um eine möglichst erfolgreiche und sichere Heilsvermittlung einem materialen Anliegen als höchstem Daseinszweck verpflichtet, entledigt sie sich scheinbar mühelos des doch auch aus ihrer Botschaft ableitbaren Anspruchs, die gleiche Würde jedes Menschen und getauften Kirchenmitglieds zu einem notwendigen Kriterium ihrer institutionellen Verfasstheit zu machen. Das aber würde bedeuten, ihre „Anstaltnatur“ aufzugeben und, ähnlich wie die freiheitlichen

Rechtsstaaten der Moderne, die gleiche Menschenwürde aller zum verbindlichen Kriterium für die Strukturierung der Glaubensgemeinschaft zu erheben und dann auch als Basiskriterium des kirchlichen Rechts. Nicht nur die Geschlechterdiskriminierung im Ämterzugang, auch der beinahe vollkommene Ausfall einer wirklich verbindlichen Mitwirkung des Gottesvolkes und von Laien an der Entscheidungsverantwortung in der Kirche ist davon betroffen. Viele Menschen empfinden es als Zumutung, zur zeit- und energieraubenden Mitwirkung in Gemeinde- und Kirchenräten gebeten zu werden, darin aber keinerlei wirklich verbriefte Entscheidungskompetenz zu besitzen, sondern lediglich ein „weiches“ Beratungsmandat.

(4) Viele heutige Christinnen und Christen empfinden als eine Zumutung, Mitglied einer Glaubensgemeinschaft zu sein, deren höhere Leitungsebene nicht willens und in der Lage ist, Verantwortung angemessen wahrzunehmen. Es befremdet weit über das Maß des Erträglichen hinaus, dass es für Bischöfe offenbar ausgeschlossen erscheint, angesichts der Missbrauchsfälle und der amtlich verantworteten Vertuschungspraxis von ihrem Amt zurückzutreten – wie auch immer das kanonische Prozedere dafür aussehen mag. Häufig erlebt man die Bischöfe zerknirscht und betroffen. Sie verfassen Briefe an die Gläubigen ihrer Gemeinde, in denen sie Besserung geloben und versprechen, ihre Bemühungen um Prävention zu verstärken. Es wird darum gebeten, ihnen weiterhin Vertrauen zu schenken. Aber der Gedanke, dass sie selbst, der Generalvikar ihrer Diözese, über dessen Schreibtisch Personalentscheidungen gehen, oder der Personaldezernent, der sie in der Regel vorschlägt, per Rücktritt ein sichtbares Zeichen der institutionellen Verantwortung zeigen, liegt sehr fern. Ausgestattet sind Bischöfe mit einer Art „Ewigkeitsbewusstsein“, das darin gründet, dass sich der geweihte Amtsträger als Inhaber der heiligen Herrschergewalt Christi (*sacra potestas*) versteht, die ihm per Weihe als unverlierbar übertragen wurde (*character indelebilis*). So nimmt er sich häufig als unantastbar wahr. Für viele Menschen ist dies eine Zumutung, und zwar nicht, weil sie vom Zweifel einer säkularisierten Welt an der Religion an sich „befallen“ wären, sondern weil sie aus einer biblisch motivierten Grundüberzeugung vom Menschen als einem Subjekt der freiheitlichen Selbstbestimmung und Verantwortungsübernahme leben und glauben. Wird die Kirche der von ihr vertretenen Botschaft in ihren eigenen Vollzügen und ihrer Struktur gerecht?

(5) Schließlich ist auf eine grundsätzliche Ebene einzugehen, die für viele katholische Kirchenmitglieder von heute eine Zumutung darstellt. Da ihre Kirche es nicht zulässt, dass jene Werte, die sie nach außen – gegenüber den Akteuren in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft – vertritt, auch in ihrem Innern gelten, sind Kirchenmitglieder zwei voneinander abweichenden „Ordnungen des Guten“ ausgesetzt, um es mit dem moraltheoretischen Fachvokabular auszudrücken. Was Christinnen und Christen im „Weltdienst“ der Kirche vertreten sollen, dürfen

sie innerhalb der „Heilsanstalt“ Kirche nicht in gleicher Weise als Maßstab anlegen. Ihre Kirche, so wird ihnen von einer kurial autorisierten Amtstheologie gesagt, sei nicht mit der politischen Lebensform der Demokratie zu vergleichen. Zu Recht fragen sich viele: Finden nicht in Demokratie und freiheitlichem Rechtsstaat viele jener Werte konkreten Ausdruck, die sich im Laufe der Christentumsgeschichte als dessen Erbe und Auftrag auch in der allgemeinen Kultur durchgesetzt haben? Weshalb ist es so abseitig, diese Werte auch für das religiöse Gemeinwesen der kirchlichen Gemeinschaft einzufordern? Wo Menschen jedenfalls dauerhaft zwischen zwei unterschiedlich gepolten normativen Ordnungen pendeln und diese für sich selbst in einen (oft unmöglichen) Ausgleich bringen müssen, ist dies ungesund. Normative Schizophrenie, die hierbei entsteht, lässt nicht nur das kirchliche Zeugnis unglaubwürdig werden, sondern verhindert auch eine ganzheitliche, konstruktiv entwickelte Identifikation mit der Kirche. Es ist ein Zusammenhang, den man durchaus als einen „zynischen“ Charakterzug der Kirche bezeichnen kann. Nonchalant werden diese Zumutungen und deren Auswirkungen, die bis zum Kirchenauszug reichen, offenbar als unveränderlich hingenommen.

In welche Kirche geben wir unsere Kinder?

Solche Zumutungen bilden ein Paket, an dem viele schon für sich selbst ausreichend zu tragen haben. Menschen können ihre Kirchenmitgliedschaft und ihr Engagement innerhalb der kirchlichen Institution oftmals nur unter Abspaltung und Verdrängung wesentlicher Aspekte dieser Institution fortsetzen, oder sie sublimieren es für sich persönlich auf eine ironisch-sarkastische Weise. Man ist jedenfalls gezwungen, je eigene Strategien und Umgangsweisen für einen *modus vivendi* zu entwickeln, die es einem erlauben, mit den eigenen religiösen Bedürfnissen noch weiterhin Mitglied in dieser Kirche bleiben zu können. Was für ein Drahtseilakt!

Noch einmal anders und auf eine eigene Weise herausfordernd stellt sich die Lage für Eltern jüngerer Kinder dar. Sie fragen: In welche Kirche hinein geben wir unsere Kinder? Mir selbst ist diese Frage schmerzhaft spürbar geworden, als unsere Töchter in den vergangenen Jahren zur Erstkommunion gingen. Die Sakramentenkatechese mit ihrem breit gestaffelten Programm, das sich über ein Dreivierteljahr erstreckt und auch Eltern und Paten bei zahlreichen Programmpunkten mit einbezieht, macht die Frage unausweichlich: Kann ich dazu stehen, dass meine eigenen Kinder von dieser Kirche geprägt werden? Dass sie ihren Glauben innerhalb dieser kirchlichen Gemeinschaft entwickeln und entfalten, die schon mir alleine so viel zumutet? Gerade wenn man Töchter hat, stellt sich die Frage womöglich besonders dramatisch: Kann ich es verantworten, dass diese Religionsgemeinschaft mit ihren von mir nicht

geteilten Grundansichten zur Gleichheit der Geschlechter die Heimat für den Glauben meiner Töchter wird?

Am Ende fällt bei vielen Eltern die Entscheidung oft deswegen nochmals für einen weiteren Weg mit dieser Kirche aus, weil sie ja selbst „Kind“ der dort erfahrenen religionskulturellen Sozialisation sind und den „spirituellen Zungenschlag“ des Katholizismus nicht einfach hinter sich lassen und die Religionsgemeinschaft wechseln können. Aber für viele heutige Eltern ist auch deutlich: Diese Kirche ist nicht mehr dieselbe Heimat, die sie in ihrer eigenen Kindheit und Jugend erlebt oder geglaubt hatten und eigentlich in der Erziehung ihrer Kinder auch weitervermitteln wollten. Vielfach ist man deshalb zu einem oft absurden und jedenfalls anstrengenden Hüpfspiel gezwungen: Im vermittelnden Gespräch mit den Kindern über den Wert der Sakramente und die frohe Botschaft des Glaubens muss man ausblenden, was im Austausch mit der Ehepartnerin selbstverständliches Kriterium für das eigene Urteil über Religion und Kirche ist. Dabei muss man zusehen, nach allen Seiten – und vor allem vor sich selbst – glaubwürdig zu bleiben und sich auch weiterhin in den Spiegel schauen zu können.

Die Kommunikation mit Kindern ist oft hilfreich, um den Verlogenheiten der institutionellen Zumutungen auf die Spur zu kommen. Denn Kinder vertragen keine dialektisch ausdifferenzierten Bewertungen, die das abschließende Urteil vielleicht sogar in der Schwebe halten. Sie verlangen nach einer klaren Aussage über richtig oder falsch, über gut oder schlecht in dem, was zu leben, zu denken und zu tun ist. Die Glaubensweitergabe zwischen Eltern und Kindern ist der Lackmустest für die toxischen Ambivalenzen des Systems Kirche.

Am Maß des Menschen orientiert: Mögliche Konsequenzen

Über Zumutungen nachzudenken, wirft viele Fragen auf. Dazu gehört es auch zu sehen, dass es für die psychische und soziale Entwicklung des Menschen oftmals hilfreich und sogar notwendig sein kann, Zumutungen ausgesetzt zu sein. Menschen müssen sich hin und wieder etwas zumuten, um ihre eigenen Grenzen kennenzulernen, aber auch um an Herausforderungen zu wachsen. Wenn ich hier von den Zumutungen spreche, denen man als katholisches Kirchenmitglied ausgesetzt ist, meine ich allerdings anderes. Die hier beschriebenen Zumutungen lassen sich nicht mehr als „pädagogische“ Stolpersteine darstellen, die dabei helfen, zu einem entwickelten und blühenden Kirche-Sein zu gelangen.

Denn es sind Zumutungen, die nicht aufblühen, sondern die verkümmern lassen. Der Maßstab dafür, ob Zumutungen das eine oder das andere bewirken, scheint mir eindeutig: Er findet sich in der Frage, ob diese Zumutungen am *Maß des Menschen*, dem sie zugemutet werden, orientiert sind und ihm damit überhaupt eine Chance lassen, sich auf eine konstruktive Weise

mit den Herausforderungen auseinanderzusetzen, die ihn dann wachsen lassen. Bei den hier geschilderten Zumutungen ist das eindeutig nicht der Fall. Die hierarchische Grundverfassung der Kirche mit ihren Bauprinzipien einer ständischen Klerus-Laien-Unterscheidung, der Geschlechterdiskriminierung und der monarchischen Verfassungsform ist keine Zumutung *secundum hominem*. Man müsste eher von einer institutionellen Anmaßung sprechen, die den Menschen überfordert, seine Berufung zum Geschöpf als Freiheitswesen mit unvertretbarer Verantwortung übergeht und ihn Spannungen aussetzt, die sogar krank machen können. Die Kirche aber beharrt darauf, ihre wesentlichen Funktionsweisen und Konstitutionsprinzipien unverändert beizubehalten und in einer von vielen für problematisch erachteten Weise sogar für sakrosankt zu erklären. Dabei ist offenkundig, dass viele dieser Elemente nicht genuin biblisch begründet sind, sondern Erbe eines bestimmten zeitlichen Kontextes. Weshalb aber sollte die Kirche dann nicht auch von heutigen Kontexten und ihren Wertansprüchen lernen und diese in ihr Selbstverständnis und ihre Sozialform integrieren?

Diese Überlegungen führen mich zu einem Ausblick. Welche Auswirkungen und Konsequenzen zeitigt eine solche Diagnose zu den Zumutungen (in) der Kirche heute? Es ist eine Frage, die jede und jeder nur persönlich beantworten kann. Im Maße, in dem innerhalb der vergangenen Jahre und Monate mein Bewusstsein um die hier beschriebenen Zumutungen gewachsen ist, sind mir selbst vier Punkte sehr deutlich vor Augen getreten. Ich möchte sie hier formulieren, nicht als Vorschlag, den man übernehmen muss, sondern als Impuls, sich selbst der Frage auszusetzen, wie man mit den Zumutungen des römischen Katholizismus umgehen möchte.

1. Die Glaubwürdigkeit vieler (bischöflicher) Hirten ist für mich sehr weitreichend erodiert. Ich kann nicht vermitteln, wie Amtsträger, die aus meiner Sicht einem ethisch begründeten Begriff von Verantwortung im Amt nicht nachkommen, weiterhin Autorität beanspruchen könnten und sie stattdessen Zuflucht suchen in blassen, hilflosen Versuchen, die Dinge irgendwie zusammenzuhalten und schönzureden. Die Zahl der Kirchenführer, die ich als glaubwürdig empfinde, ist sehr überschaubar und ich bedauere das.

2. Im gleichen Zug steigt meine Anerkennung und mein tief empfundener Respekt vor jenen in Pastoral und Seelsorge, die vor Ort dabei helfen, Gemeinde und damit Volk Gottes zu sein und den Glauben zu leben. Darunter sind viele Priester und Pastoren – Menschen, die ihren Mitmenschen Glaubensgeschwister und ihnen auf dem Weg mit der frohen Botschaft eine Stütze sein wollen. Sie sind das menschliche Gesicht der Kirche und müssen ganz oft auf dem eigenen Rücken die Spannungen austragen, die ihnen ihre Rolle im System Kirche zumutet.

Viele gehen daran zugrunde oder in den Burn-out, andere haben das Glück, Virtuosen des Spannungsausgleichs zu sein, wieder andere verdrängen und verstummen.

3. Immer öfter kommt mir der Gedanke: Vielleicht lässt sich der biblische Glaube in dieser kirchlichen Form gar nicht mehr angemessen leben. Vielleicht ist es notwendig, dass er sich neue Gefäße und Formen sucht. Neugründungen entstehen und werden entstehen, wie sie in der ganzen Geschichte des Christentums immer wieder entstanden sind. Und es gab und gibt solche Neugründungen auch im Raum der existierenden Kirche. Ob sie davon aber als Ganze nochmals lernen möchte, das weiß nur Gott.

4. In all dem wächst das Bewusstsein über die eigenen religiösen Bedürfnisse. Darüber, was der Kern dessen ist, um das es mir im Glauben geht: darum, dem Gott, der sein Wort zu mir, zu uns Menschen spricht, eine Antwort zu geben – in meinem Leben und Tun. Und darum, dass ich das nicht alleine tun kann, sondern ich auf andere angewiesen bin. Weil wir Menschen „einander fehlen“, wie *Michel de Certeau* so treffend sagt. Und dass dies und nichts anderes im Kern die Idee von Kirche ist.

Buchtipps:

- Daniel Bogner, *Ihr macht uns die Kirche kaputt... aber wir lassen das nicht zu*, Verlag Herder, Freiburg 2019, 160 S., 16 €.